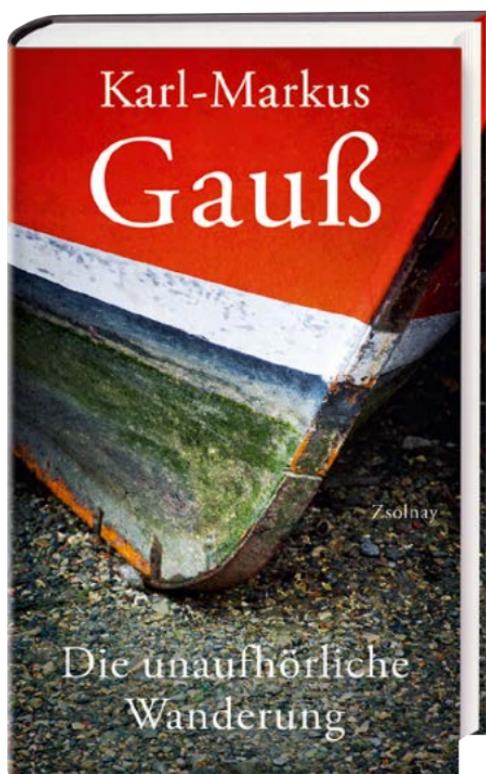


Leseprobe aus:
Karl-Markus Gauß
Die unaufhörliche Wanderung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Karl-Markus Gauß

Die unaufhörliche
Wanderung

Paul Zsolnay Verlag

Mit Unterstützung von Stadt und Land Salzburg

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-552-07202-2

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © Kurt Kaindl

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © plainpicture / Millennium / David Lichtneker

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

I

Ort und Zeit

Der Sommelier von Berat

Einen wie Isuf hatte ich noch nicht getroffen, aber ich war vorher auch nie bis Berat gekommen. Wir hatten Durrës in der Früh mit dem Wagen verlassen und waren nach einigen Kilometern an einer neu errichteten, auffallend hässlichen Moschee vorbeigefahren; ihre vier Minarette ragten spitz gegen den grauen Himmel, als hätten sie diesem die Nachricht einzuritzen, dass das Leben hier, im Niemandland von Straßenkreuzungen und Gewerbebezonen, traurig und aussichtslos sei. Hinter Lushnja, das wir nach einer Stunde passierten, wuchsen zwischen den Olivenbäumen Tausende steinerne Maulwurfshügel aus der Erde, Bunker aus massivem Beton, mit denen in der stalinistischen Ära das Land so brachial bestückt wurde, dass es bis heute wie versehrt wirkt. Berat liegt im Landesinneren Albaniens, 160 Kilometer südlich von Tirana, in einem Tal, das der Fluss Osum ins Kalkgebirge geschnitten hat. Als wir uns der Stadt näherten, die mir Freunde als die schönste ganz Albaniens angepriesen hatten, sahen wir hoch über der Stadt die auf einen senkrecht abfallenden Felsen gebaute Festung, um die ein Meer weißer Häuser brandete.

Die Straße zur Festung war mit spiegelglatten Steinen gepflastert, doch all die albanischen Besucher, die einmal die

schönste Stadt ihres Landes und deren Festung besichtigen wollten, fuhren nicht bequem im Auto, sondern zogen in der stechenden Sommerhitze wie Pilger den blank polierten Weg hinauf. Ihnen taten wir es gleich, und als wir oben angelangt waren, keuchend und verschwitzt, staunten wir, dass hinter dem Steintor eine eigene Stadt lag, mit winkligen Gassen, aus Steinen gefügten Häusern und ein paar ausgedehnten, mit verdorrtem Gras bedeckten Wiesen, die sich zwischen dem zerfallenden Mauerwerk der alten Befestigungsanlagen erstreckten.

Bei der einzigen Imbissbude tranken wir flaschenweise Mineralwasser und verzehrten kleine, vor Honig triefende Köstlichkeiten, und als wir dafür so wenig zu zahlen hatten, dass wir dachten, die alte, vom jahrelangen Schmerz ihres Rückens verkrümmte Wirtin habe sich verrechnet,klärte sie uns auf: Die Albaner, sagte sie, die bis nach Berat und hier herauf kamen, waren oft arm und hatten doch das Anrecht, bei ihr Rast einzulegen und sich zu erfrischen, und da sie von ihnen nicht viel Geld verlangen könne, dürfe sie es auch nicht von uns, den Touristen, wo kämen wir sonst hin!

Wir hatten ein bescheidenes Hotel in Mangalem bezogen, dem dicht gedrängten Viertel, das sich an den Felsen der Festung und halb um diesen herum schmiegt. Traten wir aus dem Gewirr der Gassen, in denen man aufpassen musste, auf dem unebenen Boden nicht zu straucheln, fanden wir uns stets vor einer der alten Moscheen und Kirchlein, in denen über die Jahrhunderte die muslimischen und die christlichen Nachbarn gebetet hatten. Im Zweiten Weltkrieg, als nach den Italienern die Sondereinheiten der Wehrmacht die Stadt besetzten, haben sie gemeinsam alle sechshundert Juden von Berat gerettet, indem sie diese in ihre Häuser auf-

nahmen und als ihre muslimischen oder christlichen Verwandten ausgaben.

Abends gingen wir zum Fluss hinunter, dem eine breite Promenade vorgelagert war, auf der sich ein Café an das nächste reihte und sich die ganze Stadt zum Corso versammelt zu haben schien. Ein paar Jahre später erzählte ich Gonila, einer albanischen Freundin, dass mich das südlich, mediterran, italienisch anmutende Lebensgefühl des abendlichen Berat bezaubert habe, worauf sie mich zurechtwies, dass dieses Lebensgefühl weder mediterran noch italienisch, sondern eben typisch albanisch sei. Wir saßen im Café, beobachteten die wogende Masse der Flanierenden und den Hund, der im Gedränge hinkend hin- und herlief und seine Besitzer nicht fand. Auf der gegenüberliegenden Seite des Osum gingen in der Dämmerung die Lichter von Gorica an, dem anderen Teil des alten Berat, zu dem eine steinerne Brücke mit sieben Bögen hinüberführte.

Es war schon finster, als wir von der großzügigen Promenade in die engen Gassen von Mangalem zurückkehrten und, ohne es gesucht zu haben, ein Gasthaus fanden, von dessen Loggia im ersten Stock das Scheppern von Geschirr und die Stimmen vieler Gäste zu hören waren. Der Kellner wackelte bedauernd mit dem Kopf, wir wären zu spät dran, um noch etwas zu essen zu bekommen, aber der eine Tisch im Eck mit der besten Sicht über die Stadt sei gerade frei geworden, sodass wir Platz nehmen könnten und uns beim Trinken auch nicht beeilen müssten.

Isuf war ein magerer Mann, der bedächtig immer nur ein paar Gläser oder Teller trug und sich dabei mit lässig tänzelnder Eleganz bewegte. Er hatte ein auffällig schmales Gesicht, auf den Seiten militärisch kurz geschorenes Haar – und Segelohren, so groß, dass man vermuten hätte können,

er steuere damit seine Bewegungen. Er sprach Deutsch, weil er außer in Istanbul auch in der Schweiz gearbeitet hatte, in verschiedenen Berufen, nicht nur in der Gastronomie. Wir fragten, welchen Wein der Region er uns empfehlen könne und hatten uns damit seine Zuneigung erworben. Er wies nach Osten, wo wir tagsüber einen blauen Gebirgsstock gesehen hatten, den legendären Tomorri, den heiligen Berg der Bektashi, des sufistischen Derwischordens, der eine ekstatische und mystische Frömmigkeit pflegt. Die Bektashi von Berat pilgern zwischen dem 20. und 25. August zum Tomorri, ihrem Olymp, auf dem sie ein symbolisches Grabmal und zwei Schreine aufsuchen, die Abbas ibn Ali gewidmet sind, der im Jahr 680 in Mesopotamien den Märtyrertod starb; die Christen ziehen auf den Berg in einer Prozession fünf Tage vorher, zu Maria Himmelfahrt. Dort oben, sagte Isuf, wachse auf steilen Hängen in tausend Metern Seehöhe eine Traube, die viel Sonnenlicht empfangt, aber auch viel Wind abbekomme und deren Geschmack gerade deswegen einzigartig sei.

Er verließ uns und kehrte aus der Küche mit zwei Tellern zurück, auf denen Käse, Oliven, Scheiben von Gurken und gegrillte Melanzani lagen. Dann ging er noch einmal, brachte uns eine Flasche vom roten und eine vom weißen Pulsi i Beratit an den Tisch und geriet ins Psalmodieren über diesen Wein, in dem für ihn Albanien selbst konzentriert war – denn was war Albanien anderes als Stein, Licht, Wind? Und Wein! Er entkorkte die Flaschen, roch an den Korken, schenkte von beiden Flaschen nur wenig in zwei Gläser, die er gegen das Licht der Laterne hielt, und ließ den Wein in den Gläsern kreisen, in die er dann seine lange Nase steckte. Als er den Kopf hob, hatte sein Blick etwas Entrücktes, der Wein war, wie er ihn liebte. Nun erst schenkte er uns ein, erwart-

tungsvoll schaute er zu, wie wir seinen Wein, den Wein Albanians kosteten. Er selbst, sagte er später, nachdem die meisten Gäste gegangen waren und er eine weitere Flasche vom Roten gebracht, geöffnet, geprüft, ausgeschenkt hatte, er selbst habe in seinem Leben noch keinen einzigen Tropfen Alkohol getrunken. Um den Wein zu beurteilen, genüge es ihm, ihn zu sehen und zu riechen, seine Herkunft und Geschichte zu kennen. Das erzählte uns Isuf, der muslimische Sommelier von Berat.

Eine Kreuzung von Welt

Verlässt man die Altstadt von Salzburg durch das Neutor, sieht man rechts eine Straße abzweigen, die sich entlang des Mönchsbergs mit sachte schwingenden Kurven achthundert Meter stadtauswärts zieht. Dort mündet die einspurige Reichenhaller Straße, die längst nicht mehr nach Bad Reichenhall führt, in eine breite, fast schnurgerade Straße, die nach rund zwei Kilometern die nordwestlichen Viertel der Stadt erreicht. Fast am Beginn dieser Straße, die im ersten Streckenabschnitt Aiglhofstraße und im zweiten Rudolf-Biebl-Straße heißt, ist sie zu finden, jene Kreuzung, die Eiligen und Unachtsamen wenig zu bieten hat und doch die unerkannte Mitte einer Welt ist.

Die Kreuzung hieß damals, als mein Reich der Kindheit hier endete, nach dem auffälligsten Gebäude und dem Betrieb, der sich darin befand, die Bäcker-Bacher-Kreuzung. Auf der einen Seite stand ein großes, von fern an die Bauhaus-Architektur erinnerndes Haus, das über und über mit Efeu bewachsen und eine Art von Märchenschloss war, dem betörende Wohlgerüche entströmten. Für die Schulkinder, die alle Tage hier vorbeizogen, war der Geruch von frischem Gebäck, der aus der Bäckerei nach draußen drang, eine immerwährende Versuchung, der zu widerstehen schwer war,

auch wenn es hier regelmäßig beschämende Niederlagen einzustecken galt. Die Salzstangerl, Mohnweckerl, Semmerl kosteten damals 62 Groschen das Stück, und wer die Unverfrorenheit besaß, mit unschuldiger Miene nur die sechzig Groschen auf die Verkaufsbudel zu legen, die er zusammenkratzen konnte, der wurde von der erbosten Frau Bacher mit höhnischen Worten aus dem Geschäft gescheucht, als habe sie in dem schulpflichtigen Knirps schon den ausgewachsenen Betrüger entdeckt.

Die Kreuzung wird von den alteingesessenen Leuten heute noch Bäcker-Bacher-Kreuzung genannt, obwohl es diese Bäckerei seit bald vierzig Jahren nicht mehr gibt. Die Besitzerin, übrigens, fand in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein schreckliches Ende; sie hatte im Alter das Geschäft an einen jungen Meister verpachtet und wurde, als er die enorme Summe, die er monatlich zu entrichten hatte, nicht mehr bezahlen konnte, von diesem in dem nahe gelegenen Altersheim, in dem sie ihren Lebensabend verbrachte, aufgesucht, inständig um Nachlass oder Aufschub angefleht und, als sie beides verweigerte, erstochen. In dem Gebäude, das vor einigen Jahren saniert und von seinem immergrünen, dichten Bewuchs befreit wurde, ist inzwischen ein Fachgeschäft mit Utensilien für die grillende Bevölkerung untergebracht, von dem ich mir nicht vorstellen kann, dass es den Schulkindern von heute als lockendes wie gefährliches Märchenschloss erscheinen mag.

Hätte sie einen Hang zur Eitelkeit, könnte die Bäcker-Bacher-Kreuzung damit renommieren, dass sie nach vier Richtungen vier Welten trennt und vereint. Westlich der Kreuzung liegt die planmäßig angelegte Siedlung, in der ich aufwuchs und meine rasch größer werdenden Kreise zog, die Aighofsiedlung, die während des Zweiten Weltkrieges

für jene Südtiroler errichtet wurde, die ihre Heimat nach dem Pakt zwischen Mussolini und Hitler, die beide dem Wahn ethnisch homogener Gebiete verfallen waren, verließen und als sogenannte »Optanten« nach Salzburg kamen. Später wurde hier auch das Strandgut aus anderen Regionen des Krieges angespült – Schlesier, Sudetendeutsche, Siebenbürger Sachsen – und mit dem Herrn Kohn, vor dem Krieg und nach dem Krieg Mitglied der Blasmusikkapelle, auch ein Jude, der 1938 ums Leben aus Salzburg hatte flüchten müssen und den es dabei bis nach Shanghai verschlug. Die Aiglhofsiedlung besteht aus einer Anzahl von Höfen, die von einstöckigen Häusern umschlossen sind, und wurde und wird von städtischen Angestellten, von Krankenschwestern und Busfahrern, Magistratsbediensteten, Lehrern, Gewerbetreibenden bewohnt. Es ist eine Welt für sich, die ihre Existenz in gewissem Sinne der unaufhörlichen europäischen Wanderung verdankt; keine proletarische Großfeldsiedlung, sondern eine belebte Wohngegend kleiner Leute, die keine Kleinbürger sein, und zugezogener Akademiker, die nicht unbedingt in gesellschaftlichem Dünkel promoviert haben müssen.

An der gegenüberliegenden Seite, ostwärts der Kreuzung, beginnt der Stadtteil Mülln, der sich über ein paar Gassen zum Hügel hinzieht, an dessen Kuppe mit ihrem weithin sichtbaren Turm die Müllner Kirche thront, von der es weiter hinauf auf den Mönchsberg und hinunter zur Salzach geht. Das Viertel liegt einer geistlichen Herrschaft zu Füßen, zu der außer der Kirche auch die von den Mönchen aus Michaelbeuern betriebene Brauerei und das in jedem Reiseführer erwähnte Augustinerbräu mit seinem großen, mit alten Kastanien bestückten Gastgarten gehört. Obwohl die Müllner Hauptstraße auf ein Nadelöhr des städtischen Verkehrs

zuführt, bringt das Viertel selbst es zuwege, noch immer ein wenig verschlafen zu wirken, als befände es sich in einem angenehmen wie glaubensfrommen Dämmer, den Gott sei Dank manchmal eine Horde heimwärts lärmender Schulkinder stört.

Ganz anders ist es, wenn man sich von der Kreuzung der Bäckerei auf der schnurgeraden Straße nach Norden bewegt, in den Stadtteil Lehen, der einer der größten der Stadt und sicher der am dichtesten verbaute ist. Im proletarischen Lehen mit seinen Betonburgen, den alten und neuen, ist das Leben rauer, der Verkehrslärm hört bis spät in die Nacht nicht auf zu rauschen, die Migranten geben sich noch als solche zu erkennen und haben einzelne Straßenzüge in ihren Besitz genommen. Als Jugendlicher kam mir manchmal vor, mein gut aufgeräumter Aiglhof wäre nahe daran, in wohlständiger Langeweile zu ersterben, und dann zog es mich hinaus zu den Freunden nach Lehen, wo es auf den Plätzen und Gstätten, den innerstädtischen Brachen, weniger gesittet zuging und ich den Eindruck hatte, ich befände mich hier, nur zehn Minuten von zu Hause entfernt, in einer anderen Stadt mit ihrer eigenen alltäglichen Kultur.

Im Süden und Osten der Kreuzung, also dort, wo die Reichenhallerstraße aus der Innenstadt herauszieht, liegt der vierte jener Bezirke, die sich um die wenig spektakuläre Bäcker-Bacher-Kreuzung gruppieren. Früher mutete mich die Riedenburg bürgerlich verschmockt an, hier lebten nicht die städtischen Angestellten, sondern die hohen Beamten, und in den stillen Seitengassen standen nicht bloß neue Reihenhäuser, sondern auch alte Villen. Später, als ich selbst hierherzog, entdeckte ich, dass das alles stimmte, aber auch wieder nicht, denn die Riedenburg ist in Wahrheit ein gemischter Bezirk, mit kleinem Gewerbe, mit Geschäften, die nicht

zu den internationalen Handelsketten gehören, mit gutbürgerlichen Bewohnern, die ihrem Viertel mit Achtsamkeit zugehen sind. Die Gefahr, die der Riedenburg droht, sind nicht die wirklichen Hofräte, sondern die in einer Sphäre der virtuellen Geldvermehrung lebenden Yuppies, die manch neues Haus ins alte Viertel setzen lassen, um dort vom Laptop aus Leiharbeiter zu verschieben und als Berater für wer weiß was ihr aufklärungsresistentes Leben zu führen.

In mancher fremden Stadt, die ich besuchte, habe ich weit gehen müssen, um zu finden, was ich in der meinen von einer einzigen unscheinbaren Kreuzung aus erkunden kann: die soziale und kulturelle Vielgestalt des urbanen Lebens.

Třebíč, Stadt ohne Juden

Wer ein tschechischer Surrealist werden wollte, tat gut daran, das Gymnasium von Třebíč zu besuchen. In diese Schule, im 19. Jahrhundert eine Kampfstätte der deutschen und tschechischen Nationalisten, gingen auch die Genies beider Nationen wie Vítězslav Nezval, der um 1930 von den Pariser Surrealisten als Dichter erträumter Wirklichkeiten entdeckt und gefeiert wurde, im Alter aber nicht die französische Metropole, sondern den Ort im mährischen Hügelland als »Stadt der Städte« pries. Ladislav Novák wiederum, der Dichter und Zeichner, der zwei Generationen später den tschechischen Surrealismus repräsentierte, liebte seine Schulstadt, weil sie das Kunststück zuwege brachte, Peripherie und Zentrum zugleich zu sein. »Viele glänzende Möglichkeiten habe ich vertan, / aber die bei weitem beste von allen / ist diese Existenz hier wie inkognito / in Trebitsch in der Metropole Südmährens / Irgendwo am Rande der Milchstraße.«

Als ich in Třebíč eintraf, schien die Stadt gerade wieder zu erproben, ob das Traumgebilde als fester Grund ihrer urbanen Existenz taugte. Am Hauptplatz, der für eine Stadt von 30 000 Einwohnern verblüffend groß angelegt war, fügten sich die Häuser, einige darunter aus der Renaissance, andere keine hundert Jahre alt, zu einer geschlossenen Zeile. Ich

suchte den Durchgang, der aus dieser Weite in die gedrängte Welt dahinter führte. Dort schob die Jihlava, ein schmales Flüsschen, träge ihr fast metallisch dunkles Wasser zwischen grünen Böschungen durch die Stadt. Auf ihrer anderen Seite lag das Židovská čtvrť, das Judenviertel, das hier seit dem 14. Jahrhundert zwischen dem Fluss, dem Bergrücken des Hrádek und der mächtigen romanischen Basilika des heiligen Prokop eingekesselt war. Ich ging die zwei Straßen, die parallel zum Fluss und zum Berg führten, hinauf und hinunter, in die 14 verwinkelten Quergässchen hinein und wieder heraus. Alles hier war eng, zusammengedrängt, verschachtelt, und die Struktur des Häuserhaufens erschloss sich kaum, waren viele Gebäude doch geradezu ineinander verkeilt.

Weil die jüdische Gemeinde wuchs, aber das Ghetto selbst wegen seiner Lage nicht wachsen konnte, wurde es über die Generationen immer enger in ihm, jedes Gärtlein musste bebaut, jedes Haus überbaut werden. Viele der 123 Häuser waren erst kürzlich restauriert worden, aber so, dass sie alt erschienen, von anderen bröckelte hingegen der Putz, aber so, dass der Verfall malerisch wirkte. Die Pflasterungen waren neu, die zahllosen Treppen und Stufen uralte, uralte wie das Armenhospital, ein Gebäude mit mehreren, abenteuerlich aufeinandergesetzten Ebenen, dessen einstmalige rosarote Fassade wie auftragsgemäß abblätterte. Nur ein paar Schritte weiter war in einem proper hergerichteten Haus ein Souvenirgeschäft untergebracht, in dessen Auslage außer allerlei Tand, der für traditionell jüdisch zu gelten hatte, eine Auswahl an Palästinensertüchern angeboten wurde, so jüdisch ging es hier zu.

In der Pokorného, der Straße, die zur neuen, der so genannten Hinteren Synagoge führte, trat ich in die Vinárna

Ráchel, ein als »koscher« ausgewiesenes Caférestaurant, doch wenn dort irgendwer in Küche und Service wusste, was kosher bedeutete, konnte sich das nur einem echten Třebíčter Mysterium verdanken. In einem grünen Zahnputzbecher bekam ich Kaffee serviert, der abscheulich schmeckte, aber von der Kellnerin mit so bezwingender Fröhlichkeit gereicht wurde, dass ich ihn, um sie nicht zu kränken, indem ich ihn stehen ließ, heimlich in den großen Blumenstock zur linken Seite meines Tisches leerte, worauf sich die Blätter des Gummibaums augenblicklich verfärbten und grau wie die Ohren müder Elefanten herabgingen.

Ein paar hundert Meter von der sonnenlosen Enge des jüdischen Viertels entfernt, erstreckte sich der alte jüdische Friedhof zwischen Bäumen und Gestrüpp einen Hügel hinauf. Hier endlich, am Ort der Toten, war zu ahnen, was das Leben in dieser Stadt, die so schmuck restauriert worden war, dass selbst das Elend von früher putzig wirkte, bedeutet haben mochte. Der älteste der rund dreitausend Grabsteine datierte von 1631, der letzte wurde errichtet, kurz bevor die Wehrmacht das Land überfiel und die Juden in die Vernichtungslager deportiert wurden. Die Juden von Třebíč, das verriet ihre Namen auf den Grabsteinen, gehörten fast alle der deutschen Volksgruppe an, wenn diese sie denn als ihr zugehörig anerkannt haben würde. In einer Folgerichtigkeit, die sie niemals erahnten, haben die Nationalsozialisten, indem sie das Judentum in Mittel- und Südosteuropa vernichteten, auch die jahrhundertelange Anwesenheit deutscher Volksgruppen in diesen Raum auf immer beendet.

Nah beim Eingang wurden auf einem Denkmal, das den gefallenen Helden gewidmet war, all die Juden aufgeführt, die im Ersten Weltkrieg in der k. u. k. Armee gedient hatten und von denen die meisten schon nach wenigen Tagen ums

Leben kamen. Wie der Leutnant der Reserve Isidor Grünberger, der am 10. September 1914 in Ruma fiel, jener Stadt in Syrmien, aus der einige donauschwäbische Vorfahren von mir stammten, einer Stadt, in der die Wehrmacht, als sie im nächsten Krieg den Balkan eroberte, sogleich die Synagoge plünderte und dann in Schutt und Asche legte; oder Alois Bäck, der bei den Gebirgsjägern auf der Hochebene von Asiago fiel, wo ich vor zehn Jahren die letzten Zimbern besucht hatte; oder Emil Ornstein, dessen Namensvetter in Salzburg ein legendäres Kaufhaus besaßen und eine Villa, auf die ich aus dem Fenster meines Wohnzimmers schauen könnte, wäre sie nicht, 1938 arisiert, seither bis zur Unkenntlichkeit umgebaut worden. Natürlich war es vermessen, an diesem Ort an meine eigene Geschichte zu denken und die Schicksale dieser Menschen auf mich selbst zu beziehen, und doch ist gerade dies eine häufig erneuerte Erfahrung meines Lebens: dass es fast nichts gibt auf der weiten Welt, das sich nicht mit meiner Existenz verbinden ließe, zu dem ich nicht in einer persönlichen Verbindung stünde, die ich nur zu erkennen, nein, aufzudecken hatte.

Es ist der Ruhm von Třebíč, das größte europäische Ensemble eines alten Ghettos so ehrgeizig restauriert zu haben, dass sich über die Häuser, verwinkelten Gassen, die zwei Synagogen ein Freilichtmuseum wölbt, welches die Unesco prompt zum Weltkulturerbe erklärte. Man bewegt sich hier in einer ganz heutigen Welt von vorgestern, deren pittoreske Schönheit sich keinem architektonischen Gestaltungswillen, sondern einzig Zwang und Gewalt verdankt. Das Viertel entstand, weil die katholische Obrigkeit die Juden in ein eigenes Ghetto verwies, und es hat seine einzigartige Gestalt ausgeformt, weil es sich räumlich nicht weiter ausdehnen konnte, aber immer mehr Menschen aufzuneh-

men hatte. Das alltägliche Leben im überfüllten Ghetto muss arm, anstrengend, ungesund gewesen sein, darum übersiedelte, wer immer konnte, ab Mitte des 19. Jahrhunderts, als den Juden die staatsbürgerliche Gleichberechtigung gewährt wurde, nach Prag, Brünn, Wien – oder wenigstens in einen anderen Bezirk der Stadt, und wenn er wohlhabend war, gar auf deren berühmten Hauptplatz. 1939 lebten nur mehr 281 Juden in Třebíč, wo sie um 1800 mehr als die Hälfte der Bevölkerung gestellt hatten, sie wurden allesamt in die Vernichtungslager deportiert, in denen nur zehn den Tod, der ihnen zugedacht war, überlebten. Keiner von diesen kehrte zurück nach Třebíč, gestern die mährische Metropole des Surrealismus, heute eine Stadt ohne Juden mit dem schönsten jüdischen Viertel Europas